

Die internationalste Nationalmannschaft

Die Philippinen wollen eine Fussballnation werden – Ein Schweizer soll dabei mithelfen

Fussball hat auf dem 7000-Inseln-Archipel einen schweren Stand. Ein Eisenbahnunternehmer streckt nun die Fühler nach Auslandsfilipinos aus. Sein Ziel: Der Sprung der Philippinen in die Top 100 im Fifa-Ranking.

Felix Lill und Javier Sauras, Manila

Als sich Martin Steuble unter dem Geschrei der Fans der lokalen Presse stellt, wirkt er verblüfft. Die erste Frage einer TV-Reporterin lautet: «Wo kommst du her?» Wie seine Kollegen, die für einige Tage in diesem Hotel in der mittelgrossen Stadt Bacolod im geografischen Zentrum der Philippinen untergebracht sind, spielt Steuble für das Nationalteam der Philippinen. Die Herkunft sollte offensichtlich sein.

Zuberbühler als Türöffner

Ist sie aber nicht, jedenfalls nicht in dieser Gruppe. «Geboren bin ich in der Schweiz», antwortet Steuble ruhig. Zugleich hat der Mittelfeldspieler des FC Wil aber eine philippinische Mutter und damit das Recht auf einen philippinischen Pass. Durch den ehemaligen Torhüter Pascal Zuberbühler, der einst für den philippinischen Verband arbeitete, kam vor rund einem Jahr der Kontakt zustande. Nach monatelanger Bürokratie darf Steuble nun endlich das rot-weiss-blaue Trikot tragen. Am Mittwoch soll er in einem Testspiel gegen Aserbeidschan erstmals für die Philippinen auf dem Platz stehen. «Ich bin richtig stolz, dass ich für mein Land spielen darf», sagt der 25-Jährige mit einem leichten Schweizer Akzent. Steuble ist neu hier, viele kennen ihn noch nicht. Er muss, wie seine Kollegen, für Fotos posieren und Interviews geben. In der Nähe stehen Rob Gier, ein ehemaliger Profi aus England, der Bundesligaspieler Stephan Schröck von Eintracht Frankfurt sowie Juan Luis Guirado, der in mehreren spanischen Klubs unterer Ligen spielte. Sie alle haben zumindest einen philippinischen Elternteil.

Auch die Brüder James und Phil Younghusband sind da. Sie durchliefen die Schule des Chelsea FC und leben seit mehreren Jahren auf den Philippinen. Weil sie nebenher auch als Models und Entertainer arbeiten, sind sie die Stars der Equipe. Denn die Philippinen sind alles andere als eine Fussballnation. Eine Reise durch den 7000-Insel-Archipel zeigt kaum Fussballplätze. Eher finden sich Basketballfelder, Box-

ringe und Billardtische.

Aber das soll sich nun ändern. Seit einigen Jahren wird die Mannschaft finanziell durch den Eisenbahnunternehmer Dan Palami unterstützt. Gemeinsam mit dem Trainerstab und dem Verbandspräsidenten sitzt er etwas abseits an einem Tisch, tief in seinen Stuhl gelehnt, und erzählt von seinen Plänen: «So schnell wie möglich wollen wir in die Top 100 des Fifa-Rankings.»

Das klingt erst einmal utopisch, zumal in einem Land, wo kaum jemand Fussball spielt. Vor drei Jahren belegten die Philippinen noch Platz 150. Doch inzwischen finanziert Palami ein weltweites Scouting-Netzwerk. Überall, wo Fussballer mit philippinischen Wurzeln stecken könnten, streckt sein Team die Fühler aus. Immerhin leben rund zwölf Millionen Filipinos ausserhalb ihrer Heimat. Es ist Teil des wirtschaftspolitischen Konzepts der Philippinen, dass die riesige Diaspora im Ausland arbeitet und einen Teil ihres Einkommens zurück in die Heimat sendet.

Thomas Dooley als Trainer

In vielen Fällen haben diese Auswanderer Wurzeln geschlagen, eben in Fussballnationen wie Spanien, Deutschland, England, den Niederlanden oder auch in Dänemark, der Schweiz und den USA. «Deren Kinder haben eine viel bessere Ausbildung erhalten als Nachwuchsspieler auf den Philippinen», sagt Palami und fuchtelt mit den Händen. Und das Prinzip funktioniert. Das Nationalteam zählt kaum noch gebürtige Filipinos, aber dank den im Ausland Geborenen klettert es im Ranking stetig nach oben. Mit Platz 127 steht das Land derzeit so gut da wie noch nie. Der Vater des Erfolgs, der deutsche Trainer Michael Weiss, gab seinen Posten Anfang des Jahres an den Amerikaner Thomas Dooley ab. Wie sein Vorgänger schätzt auch der ehemalige Bundesligaspieler, dass das Ziel Top 100 schon bald in Reichweite ist. Auch Martin Steuble glaubt daran. Er sagt leicht scherzhaft: «Ein Vorteil von uns ist die internationale Erfahrung.» Für eine Nationalmannschaft so weit hinten im Ranking ist das nicht selbstverständlich.